



# Die Grabstätten meiner Väter

**Die jüdischen Friedhöfe in Wien**



Abb. 1 Nehemia vor den zerstörten Mauern Jerusalems. Gustav Doré, 1866.

## Vorwort

„Warum sollte ich nicht traurig aussehen, da die Stadt, wo das Haus der Grabstätte meiner Väter ist, verwüstet liegt, und ihre Tore durch das Feuer verbrennet worden sind?“ – Nehemia 2,3.

Die jüdischen Friedhöfe in Wien sind die einzigen jüdischen Orte, die ununterbrochen von der frühen Neuzeit bis zum heutigen Tag in der Stadtlandschaft überdauerten, wenngleich in unterschiedlichem Maße der Verwüstung, der Vernachlässigung und des Vergessens. Inklusiv der im Friedhof in der Seegasse aufbewahrten Grabsteine und Steinfragmente, die bis ins 13. Jahrhundert zurückreichen, dokumentieren diese „Grabstätten der Väter“ die sonst so brüchige jüdische Geschichte Wiens in beispiellos ungebrochener Kontinuität vom Spätmittelalter bis in die Gegenwart. Somit bilden sie geschichtsträchtige und emotional aufgeladene Denkmäler, materielle Zeugnisse wie auch komplexe soziokulturelle Archive, deren Erforschung in vielerlei Hinsicht gerade erst am Anfang steht. Vorliegendes Werk bietet erstmals eine integrierte Geschichte der Wiener jüdischen Friedhöfe mit besonderem Augenmerk auf ihren größten, hier zuvor weitgehend vernachlässigten Quellenkorpus: ihre mehr als hunderttausend erhaltenen Grabdenkmäler samt ihren Inschriften. Anhand der Anlage und Gestaltung dieser jüdischen Räume, ihrer Einbettung in der Stadttopographie sowie dem komplexen intertextuellen Korpus ihrer Inschriften wird die soziokulturelle Zusammensetzung der unterschiedlichen Wiener Judenheiten in ihren jeweiligen synchronen wie diachronen Kontexten über die *longue durée* ihrer Geschichte holistisch untersucht. Im Fokus stehen vor allem die Wechselwirkungen zwischen individuellen und familiären Selbstauffassungen und breiteren, kollektiven Zugehörigkeitsmustern, die an diesen Orten eindringlich in Raum, Text und Symbolik verhandelt wurden, im Kontext sowohl der „innerjüdischen“ Gemeinschaftsgeschichte wie der breiteren Wiener und österreichischen Geschichte. Die Rezeption und Wertung der Friedhöfe sowie die damit verbundenen Initiativen zu ihrer Dokumentation und Bewahrung oder eben den Schändungs- und Vernichtungsaktionen seitens unterschiedlicher nichtjüdischer AkteurInnen zeigen wiederum paradigmatisch den zentralen, aber oftmals angefochtenen Stellenwert der lokalen jüdischen Gemeinschaften und Kulturen durch den gesamten Verlauf der Wiener und österreichischen Geschichte auf. Somit bietet das Werk schließlich einen fundamental neuen und integrativen Zugang zur jüdischen Geschichte der Stadt Wien seit ihren ersten dokumentierten Anfängen bis zum heutigen Tag.

## 1. Jüdische Räume, jüdische Kulturen. Eine Einführung in die Verortung und Bedeutung der jüdischen Friedhöfe in der Geschichtsschreibung

Am Mittwochabend, dem 21. Oktober 1931, verstarb mit 69 Jahren der einflussreiche Schriftsteller Arthur Schnitzler in seinem Haus in der Sternwartestraße 71, im 18. Wiener Gemeindebezirk Währing, an einer Hirnblutung. Als gefeierter, zu Lebzeiten aber auch kontroverser Schriftsteller, dessen Ableben zu einem der spannungsreichsten Momente in der gesamten österreichischen Geschichte erfolgte, sollten die Reaktionen auf Schnitzlers Tod – sowie der Ablauf der Leichenfeier, der Standort der Grabstätte wie das Denkmal, das schließlich dort errichtet wurde – reich an sozial- wie kulturhistorischen Bedeutungen sein. Die Leichenfeier fand bereits zwei Tage nach Todeseintritt, am Freitag, dem 23. Oktober, statt. Laut Rückschau im Abendblatt der *Neuen Freien Presse* war es ein eisiger, stark bewölkter Tag, die Temperaturen knapp über Null.<sup>1</sup> Am Morgen versammelte sich zuerst eine kleine Gruppe prominenter WienerInnen, darunter die Schriftsteller Richard Beer-Hofmann, Felix Salten und Franz Werfel sowie Welfels Frau, die Salonnière Alma Mahler-Werfel, im Haus des Verstorbenen. Um halb zwölf Uhr wurde der einfache Holzsarg verschlossen, in den Leichenwagen geladen, und der Leichenzug machte sich auf den langen Weg vom gehobenen 18. Bezirk über die Ringstraße, am Burgtheater vorbei, Richtung Südosten zum Zentralfriedhof in Simmering, den 11. Bezirk.

Schnitzlers Sohn Heinrich hatte am Tag zuvor die „letztwilligen Verfügungen“ des Verstorbenen an verschiedene Zeitungen zur Veröffentlichung geschickt mit der Bitte, „im Namen aller Hinterbliebenen [an] die gesamte Oeffentlichkeit, diese Wünsche des Verewigten zu achten“. Diese Verfügungen, die am 29. April 1912 aufgenommen worden waren, verlangten neben einem „Herzstich!“ als Garantie gegen den damals noch befürchteten Scheintod und das lebendig Begrabenwerden:

Keine Kränze! Keine Parte! auch in den Zeitungen nicht! Begräbnis letzter Klasse. Das durch Befolgung dieser Bestimmungen erübrigte Geld ist Spitzszwecken zuzuwenden. Keine Reden! Vermeidung alles [sic] rituellen Beiwerks. (Insbesondere Leichenwächter u[nd] dergl[eichen].) Keine Trauer tragen nach meinem Tode, absolut keine. Arthur Schnitzler.<sup>2</sup>

---

1 Das Wetter in Oesterreich – Der Stand von heute frühe, in: Neue Freie Presse – Abendblatt, 23. Oktober 1931, S. 4.

2 Brief von Heinrich Schnitzler an verschiedene Redaktionen, 22. Oktober 1931, Deutsches Literaturarchiv (DLA) Marbach, Schnitzler, Arthur: Dokumente zu seinem Tod, NZ 85.1.4941.

Laut *Wiener Zeitung* fand entsprechend eine „Leichenfeier ohne jeden Prunk und in der allerschlichtesten Weise“ statt, laut *Neue Zeitung* „nach seinem eigenen Wunsch auf die einfachste Weise“. Schnitzler wurde jedoch direkt vor der monumentalen Zeremonienhalle in der prachtvollen alten jüdischen Abteilung beim I. Tor des Zentralfriedhofs in einem prominenten Ehrengrab der Israelitischen Kultusgemeinde, der Repräsentativkörperschaft der Wiener Judenheit, bestattet. Der restliche Ablauf der Zeremonie zeigte indes den wesentlichen Punkt bei der Leichenbestattung als soziales und kulturelles Ereignis: dass es sich dabei weniger um die Toten als um die Bedürfnisse der Lebenden und die Ansprüche der hinterbliebenen Gemeinschaft dreht.

So waren bei Schnitzlers Begräbnis mehrere Kränze von VerehrerInnen gespendet, die es trotz der ausdrücklichen Wünsche des Verstorbenen nicht unterlassen konnten, auf diese Weise ihr Beileid auszudrücken. Das Burgtheater stiftete einen Kranz mit rot-weißer Schleife, den Farben der Stadt Wien, die verkündete: „Seinem großen Dichter in den Jahren 1895–1931 das dankbare Burgtheater“. Weitere Kränze stifteten „In Liebe und Freundschaft S. [Samuel] Fischer und Frau“ sowie die „Mitarbeiter des S. Fischer Verlags“ in Berlin, einer der wichtigsten Herausgeber von Schnitzlers Werken, sowie die Preußische Akademie der Künste und „In Freundschaft“ der Schriftsteller Jakob Wassermann samt Frau Martha.<sup>3</sup> Die Nichtbeachtung von Schnitzlers Wünschen endete nicht mit den Kränzen: Das Begräbnis wurde nämlich in der Zeremonienhalle durch eine „einfache religiöse Zeremonie“ eingeleitet. Heinrich Fischer, Oberkantor der Kultusgemeinde, stimmte ein Gebet an, und ein weiterer Kantor sang auf dem kurzen Weg von dort zur Grabstätte ein Klagelied. Ferner war die Kultusgemeinde durch ihren Präsidenten Alois Pick vertreten, der vierzehn Jahre später drei Grabstellen weiter links bestattet werden sollte, sowie ihren Vizepräsidenten Josef Löwenherz, der wenige Jahre später von den NationalsozialistInnen genötigt werden sollte, die Kultusgemeinde während ihrer eigenen Liquidierung zu leiten. Anwesend bei der Leichenfeier waren zudem mehrere VertreterInnen der Stadt Wien, des Unterrichtsministeriums, des Burgtheaters, des Volkstheaters, des Theaters in der Josefstadt sowie der Reinhardt-Bühnen in Berlin, zusätzlich zu „außerordentlich zahlreiche[n] Persönlichkeiten aus Wiener Schriftstellerkreisen“, wie die *Wiener Zeitung* berichtete.<sup>4</sup>

3 Kranz-Inschriften auf Vaters Grab, DLA Marbach, Schnitzler, Arthur: Dokumente zu seinem Tod, NZ 85.1.4941.

4 Artur [sic] Schnitzler, in: *Wiener Zeitung*, 24. Oktober 1931, S. 9. Vgl. ferner Die heutige Leichenfeier, in: *Neue Freie Presse*, 23. Oktober 1931, S. 2; Das Leichenbegängnis Arthur Schnitzlers, in: *Neue Freie Presse – Abendblatt*, 23. Oktober 1931, S. 2 und Das Begräbnis Schnitzlers, in: *Die Neue Zeitung*, 24. Oktober 1931, S. 3.



Abb. 2 Teilansicht der Ehrenreihe beim I. Tor. Im Vordergrund von rechts nach links die Grabstätten von Arthur Schnitzler, Friedrich Torberg, Gerhard Bronner und Alois Pick. Im Hintergrund der Ausgangspunkt der Zeremonienallee. © Autor

Über die in schriftlichen und photographischen Quellen festgehaltene Leichenfeier hinaus bildet das an Schnitzlers Grabstätte errichtete Denkmal samt seiner Inschrift ein sowohl materielles wie textliches Zeugnis des Gedenkens als soziales, kulturelles und vor allem gemeinschaftliches Ereignis. Das von der Steinmetzfirma Wulkan & Neubrunn hergestellte Grabdenkmal besteht aus einem graubläulichen Granitquader ohne Verzierungen und einer aus dem gleichen Gestein geformten Umfriedung der einfachen Grabstätte, die heute mit Efeu überwachsen ist. Zahlreiche Steinchen auf dem Denkmal bekunden von gegenwärtigen BesucherInnen jüngster Zeit. Die Inschrift beginnt mit den hebräischen Schriftzeichen „pei“ und „nun“, eine heute in jüdischen Friedhöfen allgegenwärtige Abkürzung der Formel „po nitman“ oder „po nikbar“ (hier ist verborgen oder begraben). Es folgen Schnitzlers Namen und Lebensdaten sowie seines 1939 hier beigesetzten Bruders Julius und seines 1982 hier beigesetzten Sohnes Heinrich. Ansonsten enthält die Inschrift wie viele Grabdenkmäler seit Anfang des 20. Jahrhunderts keine Laudatio, sondern lediglich das hebräische Wort „shalom“ (Frieden).

Interessanterweise ist dies aber nicht der ursprüngliche Grabstein. Eine Serie von Photographien dieses Friedhofs aus dem Jahre 1945 zeigen einen älteren

Grabstein mit ähnlichen Dimensionen, auf dem der Brüder Arthur und Julius gedacht wurde. Jene Inschrift schloss auch mit dem hebräischen Wort „shalom“, doch die Abkürzung „pei-nun“ war nicht mit einbegriffen.<sup>5</sup> Wann und wieso das Denkmal ersetzt wurde, ist nicht überliefert; womöglich geschah dies nach der Beisetzung Heinrich Schnitzlers. Die auf den ersten Blick unscheinbare Ergänzung der zwei hebräischen Schriftzeichen sagt aber viel aus; der Austausch des Denkmals täuscht über die vermeintliche Beständigkeit materieller Denkmäler hinweg und verweist auf den fortlaufenden Wandel der Erinnerung. In der Zwischenkriegszeit, als innerhalb der Kultusgemeinde ein regelrechter Kleinkrieg um den „jüdischen Charakter“ ihrer Friedhöfe wütete, der als mikrokosmische Verhandlung eines breiteren und mitunter bitteren Konflikts rund um das Wesen der „Jüdischkeit“ überhaupt gedeutet werden kann, wurde verpflichtend vorgeschrieben, dass neue Grabinschriften in den Wiener jüdischen Friedhöfen mindestens zwei hebräische Schriftzeichen enthalten mussten. Dies erklärt wenigstens in diesem lokalen Kontext die Allgegenwärtigkeit der Formel „pei-nun“ in der jüngsten Zeit. Diese Vorschrift beachteten viele UrheberInnen von Inschriften aber augenscheinlich nicht – so auch im Falle des ursprünglichen Grabsteins der Familie Schnitzler. Die Anbringung dieser Formel in den Jahrzehnten nach der Shoah kann somit als Kennzeichnung dieser Grabstätte als explizit „jüdisch“ verstanden werden – wenngleich das Denkmal ohnehin schon das hebräische Wort „shalom“ enthielt und sich in einem jüdischen Friedhof befand. Auch das unscheinbare Wort „shalom“ birgt bei näherer Betrachtung eine tiefere Bedeutung. Die üblichere, eher religiöse Schlussformel der jüdisch-europäischen Sepulkralepigraphik ist nämlich seit Jahrhunderten die Abkürzung „taw-nun-tzadi-bet-hei“ („tantzaba“ ausgesprochen). Aus 1. Samuel 25,29 abgeleitet, bedeutet dies: „möge seine/ihre Seele im Bündel des Lebens gebündelt sein“. In den Wiener jüdischen Friedhöfen findet sich das Wort „shalom“ in der Moderne als Alternative zur Formel „tantzaba“ insbesondere auf den Grabdenkmälern von Kulturschaffenden bzw. säkularen Verstorbenen.

Diese subtilen Bezeichnungen auf dem neuen Denkmal an der Grabstätte Arthur Schnitzlers offenbaren eine der tiefgreifendsten Wandlungen in der gesamten jüdischen Geschichte: der weitgehende Rückzug nach innen, zu einer ausgeprägten, selbstbewussten, oftmals verklärten jüdischen „Tradition“, der sich unter den wenigen überlebenden Judenheiten in Europa nach der Shoah vollzog. Zusätzlich offenbaren diese zwei Schriftzeichen, die das Denkmal dieses durchaus weltlichen, bürgerlichen Mannes, der als einer der bedeutendsten modernen Schriftsteller Österreichs gilt, als explizit „jüdisch“ kennzeichnen,

5 O. T., o. D., Leo Baeck Institute – New York (LBI), Rothschild Transit Camp Photographs Collection, 1–7 Zentralfriedhof, 4.Tor, ca. 1945, DM 197, Nr. 23.

die Wirkungsmacht und Aussagekraft von Grabstätten, die als weltanschauliche Ausdrücke der dort Bestatteten gelten und rezipiert werden, jedoch eher die Auffassungen der Nachkommen und ihrer breiteren, wie auch immer gearbeteten „Gemeinschaft“ repräsentieren. In diesem Beispiel zeigt sich, wie über das Medium ihrer sterblichen Überreste hinaus das Gedenken an die Toten in materieller Form der Grabstätte und des Grabdenkmals dazu dient, den verstummten Toten Botschaften in den Mund zu legen und ihr Andenken für kollektive Belange zu mobilisieren.

Arthur Schnitzlers Wirkung war schon zu Lebzeiten mehrdeutig, die von seinem Ableben betroffenen Gruppen divers. So finden sich in seinem Nachlass Beileidskundgebungen von verschiedensten Seiten, deren unterschiedlichen Auffassungen des Verstorbenen greifbar zur Schau stellen, wie die Toten von den unterschiedlichsten Gemeinschaften und für die unterschiedlichsten, sogar widersprüchlichsten Belange in Anspruch genommen werden können. Der Wiener Bürgermeister Karl Seitz schrieb etwa an Julius Schnitzler: „An der Bahre ihres Bruders trauert aber nicht nur die Heimat des grossen Menschen und des grossen Dichters, sondern ganz Deutschland und die Menschheit, die er beschenkt hat.“ Beachtenswert ist hier die Vereinnahmung Österreichs seitens eines Sozialdemokraten für ein imaginiertes „Deutschland“, ein charakteristischer Ausdruck der breiten Ablehnung einer österreichischen „Nation“ in der umstrittenen und schließlich kurzlebigen Ersten Republik. Ähnlich schrieb der deutsche Sozialdemokrat und Reichstagspräsident Paul Löbe: „Im ganzen deutschen Volke wird das Andenken des Mannes in hohen Ehren bleiben, der ihm so innige, unvergängliche Werke seiner Kunst geschenkt hat.“ Eine markant divergierende Sichtweise vertrat indes der österreichische Unterrichtsminister, der Christlichsoziale und spätere Austrofaschist Emmerich Czermak, der wohlgerne für seine mitunter offen antisemitischen Haltungen bekannt war:

Mit Dr. Schnitzler hat Oesterreich einen seiner bedeutendsten und repräsentativsten Dichter, Dramatiker und Schriftsteller verloren, der es in hervorragendem Masse [Maße] verstanden hat die geistige Kultur unserer Heimat, wie sie sich in seiner konstlerischen [sic] Auffassung spiegelt, in meisterhafter Weise zu schildern und den Gebildeten aller Nationen zu vermitteln.

Der Kabinettsekretär des Unterrichtsministeriums, Kurt Thomasberger, schloss sich der Auffassung an, „dass man um einen der besten und bedeutendsten Männer des alten und neuen Oesterreichs [...] trauert“ – gemeint waren das „Alt-Österreich“ der k.u.k. Monarchie und das „neue Österreich“ der Ersten Republik.<sup>6</sup> Die *Neue Freie Presse*, das bedeutendste liberale und literarische

6 Beileidskundgebungen anlässlich des Hinscheidens von Arthur Schnitzler, DLA Marbach, Schnitzler, Arthur: Dokumente zu seinem Tod, NZ 85.1.4941.

Presseorgan Österreichs vor der faschistischen Ära, beklagte in ähnlichem Wortlaut:

Nicht Kunst und Literatur allein, ganz Oesterreich trauert um Arthur Schnitzler. [...] Wenn es einem Dichter vergönnt war, Inkarnation zu sein eines Zeitalters, gültiger Repräsentant einer Epoche, dann war es Arthur Schnitzler für das Ende des vergangenen Jahrhunderts und für den Beginn des neuen in Oesterreich. [...] In seinen ungeheuren Vorzügen lag seine Begrenzung, in seinem Oesterreichertum lag seine Vollendung, zugleich aber keine Schranke. Er wußte alles und vermochte es nicht zu ändern.<sup>7</sup>

Theodor Herzl, der Pionier der zionistischen Bewegung und ein glühender Verehrer Arthur Schnitzlers, hatte einst von ihm behauptet: „Er gehört hier [in Österreich], auf diesem Boden – so ganz und viel wie [Franz] Schubert“.<sup>8</sup> Am 1. November 1918, als sich über das ganze Territorium der k.u.k. Monarchie Nationalversammlungen gebildet hatten, so am Vortag auch in „Deutsch-Österreich“, und das habsburgische Staatsgebilde vor dem endgültigen Kollaps stand, positionierte sich Schnitzler selbst in seinem Tagebuch ausdrücklich „als oesterr. Staatsbürger jüdischer Race zur deutschen Kultur mich bekennend“.<sup>9</sup>

Weitgehend wurde Schnitzler also bereits zu Lebzeiten als Repräsentant „Österreichs“ verstanden, ob im Gewand der großen, plurikulturellen Monarchie um das Fin de Siècle oder der kleinen Alpenrepublik in der Zwischenkriegszeit – wenn er nicht gänzlich als „deutscher“ Kulturschaffender vereinnahmt wurde. Deutlich abwesend in all diesen Nachrufen – so auch seitens seines literarischen Freundeskreises, von denen viele wie Schnitzler einen jüdischen Hintergrund hatten – ist eine Thematisierung von Schnitzlers „Jüdischkeit“. Ein Milieu hingegen, das Schnitzler ganz und gar als „Juden“ auffasste, waren die NationalsozialistInnen, die weniger als zwei Jahre nach seinem Tod Schnitzlers Werke neben jenen vieler anderer jüdischer oder als „jüdisch“ verfemter Kulturschaffenden demonstrativ verbrannten.

Über Schnitzlers komplexe Auseinandersetzungen – als deutschsprachiger österreichischer Schriftsteller mit jüdischem Hintergrund – mit der sogenannten „jüdischen Frage“ seiner Zeit ist bereits viel geschrieben worden.<sup>10</sup> Charakteristisch für eine gewisse „innerjüdische“ Wahrnehmung Schnitzlers in den Jahren und Jahrzehnten nach der Shoah ist indes ein Artikel, den die Wiener

7 Ein erschütternder Verlust für Oesterreich, in: Neue Freie Presse, 22. Oktober 1931, S. 1.

8 Zit. nach Zohn, Harry: Three Austrian Jews in German Literature. Schnitzler, Zweig, Herzl, in: Fraenkel, Josef (Hg.): The Jews of Austria. Essays on Their Life, History and Destruction, London 1967, S. 70.

9 Schnitzler, Arthur: Tagebuch 1917–1919, Wien 1985, S. 196.

10 Vgl. die Zusammenfassung in Silverman, Lisa: Becoming Austrians. Jews and Culture between the World Wars, Oxford 2012, S. 3–4.

Schriftstellerin Martha Hofmann 1968 in der Zeitschrift der Kultusgemeinde veröffentlichte. Darin konstatierte sie in Bezug auf einen von Schnitzlers bekanntesten Romanen – zugleich eines der wenigen Schriftstücke, in dem explizit als „jüdisch“ erkennbare Figuren vorkommen – dass Schnitzlers „Weg ins Freie“ ihn „nicht nach Zion geführt“ habe: „Damals noch nicht. Ob er ihn 1938 gegangen wäre, sei dahingestellt. Daß er sich mit der gesamten Judenheit und daher naturgemäß auch mit dem heutigen Israel solidarisch gefühlt hat und hätte, ist über jeden Zweifel erhaben.“<sup>11</sup>

In diesen Worten zeigt sich paradigmatisch der nach innen gerichtete Blick der kleinen jüdischen Nachkriegsgemeinde – sowie die zweifelhafte Zuschreibung einer politischen Weltanschauung auf einen Verstorbenen, der nichts Gegenteiliges erwidern kann. Die Nachwelt wird nie wissen, wie sich Schnitzler zum Staat Israel positioniert hätte, da er vor dessen Etablierung verstarb. Fest steht jedenfalls, dass eine Solidarität mit der gesamten Judenheit, die für nahezu alle Betroffenen eine natürliche Folge des gezielten Versuchs war, die gesamte Judenheit Europas zu vernichten, sich nicht unbedingt auf Solidarität mit dem Staat Israel erstrecken muss. Selbst Schnitzlers Bestattung in einem Ehrengrab der Kultusgemeinde, um auf den jüdischen Friedhof zurückzukommen, ist nicht so bedeutungsvoll, wie sie zunächst erscheint. Wie die *Neue Freie Presse* berichtete, hatte die Kultusgemeinde sich nämlich

unmittelbar nach Einlangen der Todesnachricht mit diesem Anerbieten an die Familie gewandt. [...] Ein später eingetroffenes Anerbieten der Gemeinde Wien, Arthur Schnitzler in einem von der Gemeinde beizustellenden Ehrengrab zu bestatten, mußte mit Dank abgelehnt werden, da schon vorher der Antrag der Kultusgemeinde eingenommen worden war.<sup>12</sup>

Somit war Schnitzlers Bestattung beim I. Tor und nicht in der allgemeinen Abteilung des Zentralfriedhofs in unmittelbarer Nähe etwa der vielgerühmten Komponisten und bedeutendsten Staatsoberhäupter Österreichs eher von Zufall und einer gewissen Gleichgültigkeit charakterisiert. Hier zeigt sich ein weiterer wesentlicher Punkt der Grabstätte als soziales und kulturelles Phänomen: Die Grabstätte gedenkt der Toten, doch sie wird nicht von den Toten geschaffen und kann somit nicht unmittelbar als Ausdruck der Gedanken, Gefühle und Weltanschauungen der Toten aufgefasst werden.

Tatsächlich liegen einige bedeutenden jüdischen bzw. in jüdische Familien geborene Kulturschaffenden im allgemeinen Teil des Zentralfriedhofs bestattet,

11 Hofmann, Martha: Arthur Schnitzler und seine Umwelt, in: Die Gemeinde, 27. November 1968, S. 6.

12 Die heutige Leichenfeier, in: Neue Freie Presse, 23. Oktober 1931, S. 2.

so etwa der Komponist Arnold Schönberg, der in einem für Österreich mit seinem oftmals pathologischen Verhältnis zur „Jüdischkeit“ beinahe als Ironie anmutenden Zufall direkt neben Bruno Kreisky liegt, dem österreichischen Bundeskanzler, der sein Leben lang das von der familiären Abstammung abgeleitete Etikett der „Jüdischkeit“ vehement abstritt (in den Grabstellen 32C-21A respektive 32C-21B. Diese Zahlen zeigen jeweils die Gräbergruppe, gegebenenfalls die Reihenummer und die Grabstellenummer an). Auch die soeben zitierte, 1975 verstorbene Martha Hofmann liegt in der allgemeinen, also nicht spezifisch jüdischen Abteilung bestattet (Grabstelle 40-40). Wie bedeutend ist also der Standort einer Grabstätte? Was sagt er über die Verstorbenen aus? In der bisher einzigen Monographie zu den jüdischen Abteilungen des Zentralfriedhofs, die größtenteils aus einer Auswahl von Kurzbiographien berühmter, zumeist männlicher dort bestatteter Persönlichkeiten besteht, behauptete die Historikerin Patricia Steines etwa in Bezug auf einen weiteren bedeutenden österreichischen Schriftsteller: „Wie viele andere zum Christentum übergetretene [Juden] ließ sich Karl Kraus bei Tor I in allernächster Nähe zur israelitischen Abteilung beisetzen.“<sup>13</sup> Somit suggerierte sie in einer für das Feld der jüdischen Studien ihrer Zeit typischen Romantisierung der „Jüdischkeit“, das räumliche Verhältnis der Grabstätte von Karl Kraus außerhalb der jüdischen Abteilung (5A-1-33) zur nahegelegenen jüdischen Abteilung (ab Gruppe 5B) sei ein bewusster Ausdruck des komplizierten Verhältnisses des 1936 verstorbenen Polemikers zur jüdischen Gemeinschaft, zum Judentum und zur „Jüdischkeit“ überhaupt.

In Wahrheit drückte Kraus in seinem Testament seinen „innigen Wunsch“ aus, im Park vom Schloss Janowitz/Vrchotovy Janovice südlich von Prag bestattet zu werden, das in der Zwischenkriegszeit ein wichtiger Treffpunkt für altösterreichische Intellektuelle war. Es folgte ein „Konflikt um die Grabstätte“, wie der Kraus-Biograph Friedrich Rothe darlegte, der schließlich dazu führte, dass Kraus am 15. Juni 1936 in einem Ehrengrab am Wiener Zentralfriedhof bestattet wurde, das zufällig in einer Abteilung liegt, die an den jüdischen Teil des Friedhofs angrenzt.<sup>14</sup> Somit ist ausgeschlossen, dass Kraus die Grabstelle selbst erkor, geschweige denn, dass der Standort auf irgendeine Weise ein komplexes Naheverhältnis zum Judentum verkünden sollte. Diese Geschichte zeigt beispielhaft die Gefahr, Bedeutung in oberflächliche Erscheinungen im öffentlichen Raum hinein zu interpretieren, so gerade bei Grabstätten, die weder von den Toten selbst geschaffen werden noch als direkte oder unrelativierte

13 Steines, Patricia: Hunderttausend Steine. Grabstellen großer Österreicher jüdischer Konfession auf dem Wiener Zentralfriedhof Tor I und Tor IV, Wien 1993, S. 55.

14 Rothe, Friedrich: Karl Kraus. Die Biographie, München 2003, S. 350–351.

Zeugnisse ihrer Weltanschauungen fungieren. Wenn das geographische Naheverhältnis dieser Grabstätte zum alten jüdischen Friedhof nebenan irgendeine Bedeutung ausdrückt, dann vielleicht nur, indem sie die Verflochtenheit der diversen kulturellen Milieus Wiens vor der Shoah aufzeigt, die an diesem riesigen gemeinschaftlichen Bestattungsraum, dem zweitgrößten Friedhof Europas, zum Ausdruck kommt.

Die prominente Reihe, in der sich Arthur Schnitzlers Grabstätte befindet, beschrieb Steines gleichfalls erklärend als „Rabbinerreihe“.<sup>15</sup> In Wahrheit handelt es sich hier um weit mehr. Das wahre Erkenntnispotenzial des Friedhofs als sozial- und kulturhistorisch bedeutsamer Raum – um diesen einleitenden Exkurs abzuschließen – entfaltet sich eben erst durch eine vorsichtige, differenzierte und sensible Betrachtung der enormen Komplexität und Variabilität der tausenden hier gesammelten Denkmäler. Interpunktiert von den spitzen, verschnörkelten Grabstelen des ausgehenden 19. Jahrhunderts findet sich nämlich rings um Arthur Schnitzlers Grabstätte auf engstem Raum ein Pantheon der Wiener Judenheit in seiner modernen Blütezeit. Von den „Gründervätern“ der Wiener Kultusgemeinde über Rabbiner, Musiker, Schriftsteller, Politiker und Akademiker bis hin zu den betont weltlichen Prominenten, die noch in der Nachkriegszeit hier bestattet wurden, wurde Arthur Schnitzler an prominentester Stelle im prachtvollsten jüdischen Friedhof Wiens und Österreichs bestattet, einem Ort, der die verwobene Bandbreite an modernen jüdisch-wienerischen bzw. österreichischen Kulturen geballt zur Schau stellt – wenngleich fast ausschließlich bestehend aus einflussreichen, wohlhabenden Männern. Nobilitierte Gemeindevertreter und Revolutionäre, orthodox Religiöse und säkulare Intelligenz, Zionisten und Österreicher: Auf diesem verhältnismäßig kleinen Raum kommt die wandelnde soziokulturelle Zusammensetzung der Wiener Judenheit über sukzessive Generationen und sogar über den Abgrund der Shoah hinaus mit geballter Spannungskraft zum Ausdruck.

Breitet man den Blick über die Ehrenreihe beim I. Tor auf das gesamte Friedhofsareal aus, überhaupt auf alle vier erhaltenen jüdischen Friedhöfe in Wien, so zeigt sich die gesamte jüdische Geschichte der Stadt in ihrer kaleidoskopischen Vielfalt, singular und vielfach zugleich. In den gemeinschaftlichen Friedhöfen, in denen die überwiegende Mehrzahl jener bestattet wurden, die sich und ihre Angehörigen als jüdisch betrachteten, sind unzählige, diverse, mitunter widersprüchliche Auseinandersetzungen mit der „Jüdischkeit“ und Bekundungen der individuellen wie kollektiven Selbstauffassung greifbar in über hunderttausend Denkmälern festgehalten. Kein anderer Ort war allen Jüdinnen und Juden Wiens durch ihre gesamte Geschichte vom Spätmittelalter bis zum heutigen

---

15 Steines: Hunderttausend Steine, S. 142.

Tag so gemeinsam wie der Friedhof. Somit veranschaulichen keine anderen Orte so eindringlich und gebündelt die breite politische, ständische und soziokulturelle Zusammensetzung der sukzessiven jüdischen Gemeinschaften in der ehemaligen Residenzstadt und späteren Bundeshauptstadt Wien, wie es die jüdischen Friedhöfe tun.

### 1.1 Der Tod, die Leiche und die Grabstätte. Anthropologische und kulturhistorische Überlegungen zur Bedeutung des Friedhofs

Ziel der Lebenden, bleibendes Zuhause der Toten: Der Friedhof wurde über die Jahrhunderte seines Bestehens unterschiedlich wahrgenommen als ein Ort der Trauer und Selbstreflexion, des Grauens und Gruselns, aber auch des Friedens und der Romantik. Friedhöfe rühren an die tiefsten Ströme der menschlichen Emotion, an ihre Gedanken, aber auch an ihr schöpferisches Potenzial. In diesen Freiluftarchiven stehen das Leben und Ableben, die Prüfungen und Triumphe, der Glaube wie die Ängste der Generationen in Stein gefroren. Der Tod ist ein der gesamten Menschheit gemeinsames Ereignis, somit gilt der Friedhof – wenngleich er ein in spezifischen historischen, geographischen und kulturellen Kontexten entstandenes Phänomen darstellt – als universeller Ort, „das bestimmte Haus aller Lebendigen“ (Hiob 30,23). Deswegen ist einer von verschiedenen Namen für den Friedhof im Hebräischen *beit hacha'im* (das Haus des Lebens). Auch der scheinbar pragmatischere Ausdruck *beit hakwarot* (das Haus der Gräber, eine archaische Ausdrucksform des Maskulinums *kewer* mit weiblicher Deklination), verbirgt eine tiefere Bedeutung, die sich aus dem Ursprung des Begriffs, ebenfalls in der Bibel, ableitet: „Warum sollte ich nicht traurig aussehen, da die Stadt, wo das Haus der Grabstätte meiner Väter ist [*ha'ir beit kwarot awoti*], verwüstet liegt, und ihre Tore durch das Feuer verbrennet worden sind?“ (Nehemia 2,3). Der Friedhof ist nämlich auch die Nabelschnur zur Vergangenheit: Er versinnlicht die eigene Verwurzelung in einer realen oder imaginierten Gemeinschaft, Kultur und Tradition, verkörpert die eingeflöbte Verbindung zu den Ahnen.

Die Rolle der Stadt Wien als Kristallisationspunkt sowohl für die Kultur der Moderne wie für die antijüdische Beraubungs- und Vertreibungspolitik des Nationalsozialismus, die Vorstufe zur Vernichtung, ist ausgiebig erforscht und längst in der öffentlichen Wahrnehmung verankert. In beiden dieser Kontexte, wie in vielen weiteren Kontexten auch, spielten jüdische WienerInnen in der Geschichte der Stadt eine zentrale Rolle, ob als aktive Beteiligte oder als mehr oder weniger passive Opfer. Überhaupt und weit über die Moderne hinaus zählte Wien wiederholt in seiner Geschichte zu den wichtigsten jüdischen Kultur- und Bevölkerungszentren Europas und der Welt: im Spätmittelalter, im 17.

Jahrhundert und vor allem im frühen 20. Jahrhundert vor dem „Anschluß“. Um 1900 wohnte geschätzt ein Fünftel der jüdischen Bevölkerung der Welt im Habsburgerreich, und Wien war ihr Sammelbecken, ein geballter Mikrokosmos der vielen diversen habsburgischen Judenheiten, auf Ranghöhe mit den anderen jüdischen Metropolen ihrer Zeit wie Budapest, Warschau und New York.<sup>16</sup> Im Gegensatz zu diesen Städten war Wien aber insofern einzigartig, als ihre gesamte, kaleidoskopisch diverse jüdische Bevölkerung in einem Dachverband vereint war: der Israelitischen Kultusgemeinde.<sup>17</sup> Gerade deswegen bedarf es, wie der Historiker Albert Lichtblau scharfsinnig zusammenfasste, einer andauernden Sensibilität für die „Vielschichtigkeit und Variabilität“ der verschiedenen Judenheiten und jüdischen AkteurInnen, die dieser jahrhundertelangen Geschichte Bestand verleihen, denn:

Kontinuitäten anhand von inhaltlichen Schwerpunkten zu kreieren kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß ein Charakteristikum der österreichisch-jüdischen Geschichte genau das Gegenteil darstellt, nämlich Diskontinuität. [...] Die Geschichte dieses langen Zeitraums zu schreiben heißt, sich der Realität der Shoah zu stellen und diese dennoch so zu fassen, daß sie die Geschichte davor und danach nicht völlig überschattet.<sup>18</sup>

Die jüdischen Friedhöfe in Wien ermöglichen die Rekonstruktion und das Nachvollziehen eben dieser komplexen und brüchigen diachronen Entwicklung sukzessiver Judenheiten in ihrem jeweiligen synchronen Kontext über die *longue durée* vom Spätmittelalter bis zum heutigen Tag über wiederholte Vertreibungen, Massenmorde und Zerstörungen jüdischer Gemeinschaften und Kulturen in der Stadt hinaus, so jüngst in der Shoah. Heute vielfach als Synonym für „längerfristig“ verwendet, meine ich hier mit *longue durée* in Anlehnung an den ursprünglichen Sinn dieser Wortprägung aus der Annales-Schule jene Ebene der historischen Entwicklung, die sich über Generationen und Jahrhunderte hinweg nur langsam wandelt, wie etwa Kulturen und Sprachen, also nicht die Ebene der rapiden Gesellschafts-, sondern der langsamen Zivilisationsentwicklung. In Bezug auf die Sepulkralgeschichte, die eine greifbare und tiefsinnige Einsicht in diese Zivilisationsentwicklung gewährt, bezeichnete der Historiker Thomas Laqueur diese Zeitdimension auch als „Tiefenzeit“, in der sich über den engen Wahrnehmungshorizont einzelner Individuen oder ganzer zeitge-

16 Vgl. Lichtblau, Albert (Hg.): Als hätten wir dazugehört. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten aus der Habsburgermonarchie, Wien 1999, S. 43, 48.

17 Zum Verständnis der jüdischen Geschichte als „kaleidoskopartig“ vgl. Meisl, Josef: Die jüdische Geschichtsschreibung, in: Der Jude 5 (Februar 1922), S. 295.

18 Brugger, Eveline/Keil, Martha/Lichtblau, Albert/Lind, Christoph/Staudinger, Barbara: Geschichte der Juden in Österreich, Wien 2006, S. 514, 447.